

MEIN MANNHEIM

Außen- und Innenansichten einer Stadt in Gesprächen und Bildern



Die unvollkommene Stadt

Leonie Ossowski Schriftstellerin

8

Leonie Ossowski ist klein und sehr zierlich. Sie trägt Perlen und ist dezent geschminkt. Eine Dame. Leonie Ossowski ist ihr Künstlername, den sie annahm, weil ihr richtiger, adliger Name nicht zu den Inhalten ihrer Bücher gepasst habe, sagt sie.

Wir fahren mit ihr durch Mannheim. Erinnerungen werden wach an längst vergangene Zeiten. »Hier«, kommentiert sie trocken und weist mit dem Finger auf eine Kneipe, »hatte ich mal Hausverbot, weil ich dem Wirt den Bart abgefackelt habe.« Versehentlich oder absichtlich? »Absichtlich. Wir hatten uns gestritten.« Wir fragen sie nach ihrem Lieblingsort. Sie lacht. Ein Lieblingsort in Mannheim? Nein, da würde ihr beim besten Willen nichts einfallen. »Wenn ich an Mannheim denke, verbinde ich das mit meiner Sozialarbeit, mit den Baracken und dem Gefängnis.« Die Justizvollzugsanstalt am Herzo-genriedpark erkennt sie sofort wieder, denn »Gefängnisse verändern sich nie.« Mit Leidenschaft, Witz und Ernsthaftigkeit zugleich erzählt sie von ihrer »Knastarbeit«, der »Kippe«, den Baracken, der »Großen Flatter« – von »ihrem« Mannheim.

22 Jahre hat Leonie Ossowski in Mannheim gelebt. Jahre, die sie prägten, wie sie sagt. Denn hier fiel der Startschuss für ihr soziales Engagement, und hier begann sie nach langer Pause wieder zu schreiben. Den Stoff für beides lieferte ihr die Stadt.

Doch zunächst tat Leonie Ossowski sich schwer mit Mannheim. Als sie 1958 mit einer Schar von Kindern ihrem zweiten Mann nach Mannheim folgte, konnte sie der Stadt nicht besonders viel abgewinnen. Auch heute gibt sie unverblümt zu: »Mannheim hat mich als Stadt nie gepackt.« Über die Menschen habe sie schließlich zu ihr gefunden. »An keinem anderen Ort habe ich so viele Freunde, so viel Nähe zu Menschen gefunden wie in Mannheim.«

1967 war ein Jahr der Zäsur. Leonie Ossowski ließ sich scheiden, es begann eine Zeit der Neuorientierung, in der sie in die Sozialarbeit eintauchte und sich – da die Kinder nun »mehr oder weniger halb erwachsen waren« – wieder der Schriftstellerei widmete.

In die Sozialarbeit sei sie hineingerutscht. Aus purer Neugierde habe sie eines Tages ein paar Jungen angesprochen, die am Wasserturm herumhingen. Es stellte sich heraus, dass sie weder ein richtiges Zuhause noch eine Arbeit hatten. Leonie Ossowski lud sie von da an öfter zu sich nach Hause »zum Spaghetti Kochen« ein. Die anfängliche Neugierde verwandelte sich schnell in ein bohrendes Interesse für das Schicksal dieser Outcasts, die irgendwann, irgendwo den Anschluss verpasst hatten. Sie nahm Kontakt mit straffällig gewordenen Jugendlichen auf, traf sich regelmäßig mit ihnen zum Bier Trinken, um ihr Vertrauen zu gewinnen und mehr über sie zu erfahren.

Ein Ereignis im Vorfeld einer Party, die Leonie Ossowski für ihre Jungs organisierte, wurde zum Schlüsselerlebnis für ihre weiteren Aktivitäten. Ein Junge war beim Versuch, in einer Kirche zwei Lautsprecher für die Party zu entwenden, erwischt worden und saß nun

im Gefängnis. Als Leonie Ossowski den Richter fragte, was sie für den Jungen tun könnte, legte er ihr nahe, Bewährungshelferin zu werden. »Das wurde ich dann auch und kümmerte mich drei Wochen lang bestens um meinen Itze. Dann saß er wieder im Knast, diesmal gemeinsam mit einem Kumpel. Mir blieb also nichts anderes übrig, als die beiden im Gefängnis weiter zu betreuen.« Itze, dem sie ihren Einstieg in die Bewährungshilfe und die Gefangenenbetreuung verdankte, setzte sie später in den »Mannheimer Erzählungen« ein Denkmal.

Fünf Jahre lang betreute sie Jugendliche in der Justizvollzugsanstalt. Sie hatte ein gutes Händchen für sie, verstand sie und sprach ihre Sprache. »Aber vor allem habe ich eins gelernt: Respekt zu haben vor Menschen, die im Gefängnis sitzen.« Die Arbeit beflügelte sie, trieb sie immer weiter in ihrem Engagement. Sie hob den Gefängnisbeirat mit aus der Taufe und war an der Gründung eines Vereins beteiligt, der die »Kippe«, eine WG für strafentlassene Jugendliche auf der Rheinau, einrichtete.

1977 erschien ihr Roman »Die große Flatter«. Tatort: die ehemaligen Benz-Baracken in Mannheim-Waldhof, damals Obdachlosensiedlung und sozialer Brennpunkt. Handlung: Zwei Jugendliche landen auf der verzweifelten Suche nach einer besseren Welt im Gefängnis. Ossowski beschreibt das, was sie jahrelang beobachtet und erfahren hat. »Nahezu meine gesamte Klientel kam aus den Baracken. Ich kannte die Eltern, die Wohnverhältnisse. Ich habe erlebt, wie Kinder auf dem Klo saßen, um ihre Schulaufgaben zu machen, weil es in der Wohnung zu laut und zu eng war. Das war für mich das authentische Mannheim, das war meine Stadt.«

Sie wollte den Finger auf einen Makel und Mangel der Stadt legen, auf ein Thema hinweisen, das bis dahin nicht wahrgenommen oder verdrängt worden war. Es ist ihr gelungen. »Das Buch schlug ein wie eine Bombe«, erinnert sie sich. Wenig später wurde es verfilmt und wird noch heute an Schulen gelesen.

Es gibt eine Geschichte, an die Leonie Ossowski sich besonders gern erinnert: Nach einer Lesung in den Baracken stand ein Barakkenbewohner auf und richtete das Wort an den anwesenden Oberbürgermeister: »Sehn Se, Herr Oberbürgermeister, die Leonie hat kein Buch über uns geschrieben, die hat ein Buch von uns geschrieben.« Das habe sie damals sehr bewegt. »Denn über sie hätte jeder schreiben können, aber von ihnen nur jemand, der sie kannte und verstand.«

Leonie Ossowski wurde 1925 in Röhrsdorf/Niederschlesien (heute Polen) als Tochter eines Gutsbesitzers geboren. Bei Kriegsende floh sie nach Thüringen, später nach Schwaben. Anfang der 50er Jahre begann sie, Kurzgeschichten zu schreiben, veröffentlichte ihren ersten Roman (»Stern ohne Himmel«) in der DDR und schrieb bis 1958 Drehbücher für die DEFA. 1958 bis 1980 lebte sie in Mannheim, war Bewährungshelferin und Beiratsvorsitzende der Justizvollzugsanstalt sowie Mitbegründerin und Vereinsvorsitzende einer Wohngemeinschaft für haftentlassene Jugendliche. Zu ihren zahlreichen Veröffentlichungen gehören »Mannheimer Erzählungen«, »Die große Flatter« und »Weichselkirschen«.

Sie wurde u. a. mit dem Adolf-Grimme-Preis und dem Brüder-Grimm-Preis des Landes Berlin ausgezeichnet. Die Stadt Mannheim verlieh ihr den Schiller-Preis. Leonie Ossowski war dreimal verheiratet, hat sieben Kinder und lebt seit 1980 in Berlin.

NE



Offen, emotional und direkt

Ulrich Schäfer Theologe

24

Auf die Frage, welcher Ort in Mannheim für ihn von besonderer Bedeutung sei, antwortet Ulrich Schäfer kurz und bündig mit: »Die Moschee.« Gemeint ist die Yavuz Sultan Selim Moschee am Ring, direkt gegenüber der Liebfrauenkirche. Dass dies ein evangelischer Theologe sagt, ist nur scheinbar widersprüchlich. Denn Ulrich Schäfer hat die meiste Zeit seines Lebens damit verbracht, Brücken zu schlagen zwischen den Religionen.

Seit rund zehn Jahren beschäftigt er sich mit dem Islam und dem interreligiösen Austausch zwischen Christen und Muslimen. »Doch ehe ich Muslim wurde, war ich Jude«, erzählt Ulrich Schäfer lachend. Jahrelang hatte er sich mit dem Judentum auseinander gesetzt, war viele Male nach Israel gereist und hatte als Jugendpfarrer den regelmäßigen Austausch von Jugendlichen aus Mannheim und Haifa organisiert.

»Ich bewege mich zwischen den drei abrahamischen Religionen.« Dabei geht es ihm nicht um die Unterschiede, sondern um die Gemeinsamkeiten der Religionen. Als Pfarrer der Hafenkirche im Jungbusch organisierte er christlich-islamisch-jüdische Friedensgottesdienste. Stolz ist er auf ein kürzlich realisiertes Projekt mit jeweils einer sunnitischen, alewitischen, jüdischen und christlichen Jugendgruppe, die sich ein Jahr lang trafen und am Ende ein Konzert im Musikpark gaben, bei dem die verschiedenen musikalischen Traditionen der vier Gruppen zusammenflossen.

Die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen hat Ulrich Schäfer stets begleitet. Begonnen hatte es in den 60er Jahren während eines zweijährigen Studienaufenthaltes in Chicago, wo er auf eine berühmt-berüchtigte Jugendgang traf und lernte, was »offene« Jugendarbeit ist. Als er diese auch zuhause in Bonn, nunmehr als Vikar, anwendete, flog er aus der Kirche, um wenig später allerdings wieder aufgenommen zu werden. Noch einmal drohte ihm fast der Rauswurf, als er sich weigerte, seine beiden Söhne taufen zu lassen, weil in der Bibel von der Kindstaufe keine Rede ist. »Ich habe mich immer am Rande der Kirche herumgetrieben«, sagt der Querdenker und zuckt mit den Achseln.

Als er 1994 Pfarrer der Hafenkirche wurde, streckte er seine Fühler nach allen Richtungen im Quartier aus, denn seine Kirche sollte eine offene Kirche sein. Nimmt man die zehn Jahre, die Ulrich Schäfer für die Gemeinde verantwortlich war, unter die Lupe, so kristallisiert sich nicht nur eine intensive Sozial-, Kinder- und Jugendarbeit und ein starkes Engagement für die Quartiersentwicklung heraus, sondern vor allem der kontinuierliche Aufbau einer Ökumene zwischen Muslimen und Christen.

Was Ulrich Schäfer schon zum Christen- und Judentum gebracht hatte – »die grenzenlose Neugier« – trieb ihn auch zum Islam. In Bekir Alboğa, dem Islamwissenschaftler und damaligen Leiter des Instituts für Deutsch-Türkische Integrationsstudien, fand er seinen Partner. Schäfer lernte durch ihn den Islam kennen und Alboğa durch Schäfer die Bibel. Unzertrennlich schienen die beiden zu sein. »Eine ganze Weile waren wir wie Zwillingsbrüder«, schmunzelt Ulrich

Schäfer. Er klinkte sich in die von Alboğa eingeführten interreligiösen Schulgottesdienste ein und baute sie mit ihm weiter aus. Christlich-islamische Gottesdienste fanden im Jungbusch abwechselnd in der Moschee, in der katholischen und evangelischen Kirche statt, und die Jugendleiter der Hafenkirche wurden gemeinsam mit denen der Moschee ausgebildet. Bis heute führt Schäfer Gruppen aus ganz Deutschland durch die Moschee und verteidigt den Islam, wenn's sein muss, »als wenn ich selber Muslim wäre«. Einige seiner türkischen Bekannten nennen ihn scherzhaft ihren »evangelischen Imam«.

Ulrich Schäfer ist nach seiner Pensionierung in Mannheim geblieben, weil er sich wohl fühlt in diesem »bunten Mix aus Arbeiter-, Geschäfts-, Universitäts- und Industriestadt«. Dass Menschen aus aller Welt in der Quadratestadt zuhause sind, sieht er teilweise in der Geschichte begründet: »Mannheim hat zwar eine Stadtgeschichte von nur 400 Jahren, aber sie war von Anfang an geprägt von einer toleranten Mischung aus verschiedenen Nationalitäten und Glaubensrichtungen.« In einer rein deutschen Umgebung möchte er nicht leben – »das wäre mir zu langweilig, zu bürgerlich.«

Mannheims Offenheit habe aber auch etwas mit der Lage an den Flüssen zu tun. Als Seelsorger der Binnenschiffer hat Schäfer das »fahrende Volk zu Wasser« kennen und schätzen gelernt. »Die Binnenschiffer sind Nomaden – offen, emotional und direkt. Und davon hat Mannheim etwas – von dieser Offenheit, die Städten am Wasser zueigen ist.«

Ulrich Schäfer ist vorzeitig in den Ruhestand getreten, um mehr Zeit für Politik und Integrationsarbeit zu haben. Seit 2004 versucht er als SPD-Stadtrat gegen das anzuwirbeln, was ihn stets gestört hat an der Mannheimer Politik – dass immer nur reagiert wird. »Ich habe mich aus Zorn in den Stadtrat wählen lassen. Es gibt zu wenig Mut, zu wenig Visionen.«

Außerdem ist er erster Vorsitzender des Instituts für Deutsch-Türkische Integrationsstudien; hier werden Vorträge und Tagungen für beispielsweise Pfarrer und Imame, Treffen von muslimischen und christlichen Jugendlichen organisiert sowie Jugendleiter beider Konfessionen ausgebildet. Immer geht es um den Austausch, weil – davon ist Schäfer überzeugt – das gegenseitige Interesse und die Bereitschaft voneinander zu lernen, die Basis eines jeden Integrationsmodells sind. »Am besten lässt sich diskriminieren, wenn man sich gar nicht kennt«, sagt Schäfer hitzig. Kein Wunder also, dass er sich in der Yavuz-Sultan-Selim Moschee fotografieren ließ. Denn sie ist ein Beispiel dafür, wie über das gegenseitige Kennenlernen von Deutschen und Türken Ängste, Aggressionen und jede Menge Vorurteile abgebaut werden konnten.

Ulrich Schäfer, 1941 in Essen geboren, lebt seit 1995 in Mannheim. Bis dahin hatte er ein nomadenhaftes Leben geführt: Seine Kindheit verbrachte er im Ruhrgebiet, Schwarzwald und am Niederrhein. Sein Studium der Theologie, Germanistik, Pädagogik und Philosophie führte ihn nach Bonn, Göttingen und Chicago. Es folgten Stellen u. a. als Vikar in Bonn, ökumenischer Mitarbeiter in Japan (1975–81) und Religionslehrer in Schriesheim. In Mannheim war er von 1987–94 Jugendpfarrer und von 1994–2004 Pfarrer der Hafenkirche im Jungbusch sowie Seelsorger der Binnenschiffer. Seit seiner Pensionierung 2004 ist er SPD-Stadtrat und erster Vorsitzender des Instituts für Deutsch-Türkische Integrationsstudien.

NE



Wie ein Seedampfer im Häusermeer

Ludwig Eichelhardt Lotse

28

Es war nicht einfach, einen Termin mit Ludwig Eichelhardt zu finden. Denn obwohl seit einigen Jahren im Ruhestand, ist er immer noch voll im Einsatz. Seine bescheidene Rente, der chronische Lotsenmangel und eine tiefe Leidenschaft für seinen Beruf sind die Gründe, die ihn immer noch und immer wieder aufs Wasser hinaustreiben.

Da steht er nun: Ein kleiner, untersetzter Mann mit weißem Haar, strahlend blauen Augen und einem gewinnenden Lächeln. Formvollendet hilft er aus der Jacke und bittet Platz zu nehmen. Es ist 16.30 Uhr, und er ist seit exakt 13 Stunden auf den Beinen. Ein ganz normaler Arbeitstag für Ludwig Eichelhardt, dem man keine Anstrengung, geschweige denn Stress anmerkt. Im Gegenteil: Frisch geduscht und gut gelaunt sitzt er nun am liebevoll eingedeckten Tisch bei Kaffee und Kuchen, bereit, über sein Leben als »Geleitsmann« der Kapitäne zu berichten.

Seit über 40 Jahren führt Ludwig Eichelhardt die ihm anvertrauten Schiffe mit sicherer Hand und geschultem Auge an jedem Abgrund des Rheins zwischen Mannheim und Basel vorbei. Er kennt den Oberrhein wie seine Westentasche und nennt ihn verschmitzt lächelnd seinen »Freund«. Denn bei jedem Schleusenbau, bei jeder technischen Neuerung haben er und seine Kollegen gedacht, ihre Zeit als Lotsen sei nun bald vorbei. Aber der Rhein habe ein Eigenleben, das schwer zu bändigen sei. Da taucht hier mal eine Untiefe auf, dort wächst plötzlich eine Sohle an. »Der Rhein reagiert immer so, dass wir weiterhin Arbeit haben«.

Der Beruf wurde ihm in die Wiege gelegt. »Mein Vater, Großvater und Urgroßvater – alle waren sie Binnenschiffer«, erzählt er stolz. Er und seine vier Brüder wuchsen auf dem Schiff auf. Als sie zur Schule mussten, war das Familienleben zu Ende. Sie kamen in Mannheim ins Schifferkinderheim und wurden von den Eltern nur »stundenweise oder in den Ferien« an Bord geholt – was sie alle nicht davon abhielt, auch Schiffer zu werden.

Mit 14 Jahren machte Eichelhardt eine Lehre als Schiffsjunge. Nach der Bootsmannsprüfung folgten die vorgeschriebenen Fahrzeiten als Matrose. Mit 23 Jahren hatte er die Kapitänspatente beisammen. Da er ein Mensch ist, der sich alle Neuerungen möglichst schnell zueigen macht, hatte er das Radarpatent in der Tasche, kaum war das erste Radarschiff unterwegs. Außerdem lernte er bei einer Schweizer Reederei die Schubschiffahrt. So war es kein Zufall, dass die Mannheimer Lotsengemeinschaft den Jungspund fragte, ob er sich ein Leben als Lotse vorstellen könnte. Denn es mangelte an Lotsen, die mit genau diesen neuen Entwicklungen vertraut waren.

Ludwig Eichelhardt fiel die Entscheidung nicht leicht, seine Stelle mit gesichertem Einkommen gegen die eines Freiberuflers einzutauschen. Ein Grund einzuschlagen, war die Aussicht, mit diesem Beruf sesshaft werden zu können. Denn das Leben an Land fand er »eigentlich ganz schön«, er konnte sich einen Freundeskreis aufbauen – eine völlig neue Erfahrung für ihn. Das Angebot der Lotsengemeinschaft kam ihm deshalb zupass. »So konnte ich auf dem Schiff sein und trotzdem an Land wohnen.«

Seit dem 1. Oktober 1963 ist Ludwig Eichelhardt Rheinlotse. Er kennt noch die Raddampfer, hat jahrelang Hotelschiffe gefahren und findet sich heute in Schiffen wieder, »in denen man sich wie im Cockpit eines Flugzeugs fühlt.« Machen technische Neuerungen wie Radar und elektronische Flusskarten den Lotsen nicht überflüssig? Wenn der Schiffer die elektronische Flusskarte gut beherrsche und »ein bisschen Mut« habe, könne er die Strecke ohne Lotsen fahren. »Denn dann sieht er auf der Karte das, was wir im Kopf haben«, lacht Eichelhardt und tippt sich an die Stirn. Doch so einfach ist das nicht. Hat ein Schiffer kein Patent für den Oberrhein, ist er verpflichtet, sich ab Mannheim einen Lotsen an Bord zu holen. Oder er traut sich den Streckenabschnitt nicht zu, weil er zu wenig Kenntnis über den Oberrhein hat. Oder er will Zeit und Personal sparen. Das heißt, der Schiffer schläft oder putzt, während der Lotse das Schiff ans Ziel bringt.

Die großen Zeiten der Lotsen sind jedoch vorbei. Als Eichelhardt anfang, waren zwischen Mannheim und Straßburg rund 350 Lotsen im Einsatz, heute sind es nur noch 40 bis 45. Das sind zu wenig, weiß Eichelhardt, und er erklärt den Nachwuchsmangel mit den hohen Ansprüchen, die an diesen Beruf geknüpft sind: lange Fahrpraxis, exzellente Flusskenntnisse, Schiffsführerpatent, gesonderte Lotsenausbildung. Hinzu kommen ein nicht allzu üppiges Einkommen und äußerst flexible Arbeitszeiten. »Ich arbeite oft zu den unmöglichsten Zeiten«, bestätigt Eichelhardt.

Trotzdem möchte er seinen Beruf nicht missen. Die Schiffer kündigen sich zwei, drei Tage vorher an. Das wichtigste für ihn sind dann Informationen über den Wasserstand und den Schiffstiefgang. Denn ist der Wasserstand niedrig und hat das Schiff schwer geladen, muss er schon mal die Fahrt verschieben, »bis Wasser kommt«.

Bevor Ludwig Eichelhardt an Bord geht, kauft er am Hafenkiosk Brötchen und Zeitung für den Schiffer. Dann wird sich bei einer Tasse Kaffee »so bis hinterm Lindenhof« ausgetauscht. »Danach geht der Schiffer eine Runde schlafen, während ich das Schiffchen rheinaufwärts fahre.« Wenn er später von Bord geht, nimmt er die Post der Schifferleute mit. »Das ist normaler Kundenservice.« Ein sehr persönlicher Beruf. Viele Schiffer sind seit Jahren, manche seit Jahrzehnten Stammkunden von Eichelhardt.

Ein Leben ohne Wasser kann er sich nicht vorstellen. In seiner Freizeit geht er segeln oder am Rhein spazieren, im Urlaub fährt er stets »irgendwohin, wo ein Fluss oder das Meer ist.« Und Mannheim? »Mannheim ist eine Schifffahrtsstadt. Ich wollt' nirgendwo anders leben.« Sein Lieblingsort? »Das Rheinufer, da wo der Schiffermast steht«, sagt er. Aber eigentlich gefällt ihm die Stadt am besten vom Wasser aus, nachts. Seine Lieblingskulisse ist dann der Victoria-Turm, weil er mit seiner beleuchteten Spitzfront wie »ein Seedampfer im Häusermeer« aussieht.

NE

Ludwig Eichelhardt wurde 1936 in Heidelberg geboren. Seit dem 1.10.1963 ist er Rheinlotse. Die meiste Zeit an Land hat er in Mannheim verbracht. Als Kind von Schiffereltern ging er in Mannheim ins Schifferkinderheim und hat seit 1972 seinen »festen Wohnsitz« in der Quadratestadt.



Hier bin ich kein Ausländer

Francisco Leopoldo (Pancho) Méndez Rodríguez DJ, Tanzlehrer

32

Wenn Pancho Méndez Rodríguez an den 11. September denkt, dann ist das nicht der 11.9.2001, sondern der 11.9.1973. Pancho ist an diesem Tag in Santiago de Chile, es ist der Tag des Militärputsches Pinochets gegen Salvador Allende. Er hört die letzte Ansprache Allendes im Radio, sieht Panzer die Straßen passieren und Flugzeuge das Regierungsgebäude bombardieren. Es ist das Ende des Traums von einem gerechteren Chile und der Beginn eines Albtraums für Hunderttausende von Chilenen, auch für Pancho.

Pancho wächst mit sechs Geschwistern in Osorno, knapp 900 km südlich von Santiago, auf. Die Wohnverhältnisse sind beengt, weshalb er mit 17 bereits das Elternhaus verlässt und zur Armee geht. Parallel engagiert er sich für die neu gegründete linke revolutionäre Untergrundorganisation MIR, was 1969 zum Ausschluss aus der Armee führt. 1970 gewinnt Allende die Präsidentschaftswahlen (»Das erste und einzige Mal, dass ich gewählt habe.«). Pancho arbeitet von da an im Auftrag des Agrarministeriums mit den Mapuche-Indianern im südchilenischen Temuco. Er paukt die neue Agrarreform, ist ständig unterwegs, in seinen Poncho gehüllt, den er bis zum heutigen Tag wie seinen Augapfel hütet, und organisiert gemeinsam mit der Gewerkschaft die lokalen Bauernräte und Kooperativen neu, nach den Prinzipien der Mit- und Selbstbestimmung. Er beteiligt sich an der Gründung eines kommunalen Arbeiterrats – 14 Tage vor dem Putsch.

Nach dem Putsch reist Pancho als Verkäufer getarnt durchs Land und versucht, den Widerstand zu reorganisieren. Im Mai 1974 wird er verhaftet und verbringt zweieinhalb Jahre in den Folterkellern der brutalsten Diktatur, die das Land je erlebt hat. Im September 1976 wird er Dank der Intervention von amnesty international entlassen. Er hat die Wahl, nach Frankreich oder in die Bundesrepublik Deutschland ins Exil zu gehen und entscheidet sich für Deutschland, weil sein Großvater Deutscher war. Er verlässt das Land – ohne seine Frau, die sich während seiner Haftzeit von ihm getrennt hat, und ohne seine Tochter, die er erst elf Jahre später wiedersehen soll – mit einem Koffer voller Albträume, die ihn bis heute nicht verlassen haben. Dennoch – keinerlei Verbitterung ist ihm anzusehen. Im Gegenteil, er scheint das Leben gelassener und zufriedener als andere zu betrachten. »Ich bin jemand, der mit sehr wenig sehr gut leben kann. Ich brauche nicht immer nach oben zu greifen.«

Ein Jahr verbringt er in Stuttgart, wechselt dann nach Heidelberg und ist weiterhin politisch aktiv gegen die Diktaturen in Südamerika. Schließlich zieht es ihn nach Nicaragua, wo er die Sandinisten unterstützt, die 1979 den Sturz des Diktators Somoza herbeigeführt haben. Nach zwei Jahren kehrt er jedoch nach Deutschland zurück, »weil der Mensch wie ein Vogel ist, er braucht ein Nest, und das war für mich Deutschland.« Er gründet zusammen mit anderen ein lateinamerikanisches politisches Tanztheater und bekommt eine zweite Tochter.

Von 1990 bis 2000 ist er Hausmeister am Deutsch-Amerikani-

schen-Institut in Heidelberg und organisiert neben seinen Hausmeistertätigkeiten Tango-Abende, Lesungen und Fiestas am Institut.

1998 zieht er wegen der Liebe nach Mannheim – und entdeckt ein anderes Deutschland. »Heidelberg ist eine Insel, ein kleines Paradies, in dem die Menschen manchmal auch ein bisschen hochnäsiger sind. Die Mannheimer hingegen sind ganz normal.« Was ihn fasziniert, sind die »vielen verschiedenen Kulturen« in der Stadt: »Wenn ich nach Heidelberg fahre, einer Stadt, in der ich 17 Jahre lang gelebt habe, fühle ich mich wie ein Ausländer.« Das passiert ihm in Mannheim nicht. Auch das Leben zwischen zwei Flüssen gefällt ihm. »Ich suche immer die Nähe eines Flusses, vielleicht weil ich an einem Fluss geboren worden bin.« Wasser gebe ihm Kraft. Kraft genug, um in Mannheim noch mal ganz neu anzufangen – als DJ, Musiker (kleine Percussion) in der Band »Los Quinteros« und Tanzlehrer für Salsa, Merengue, Bachata, Cumbia. Außerdem ist er mit einem Latino-Programm im freien Radio bermuda.funk zu hören und gibt regelmäßig Tanzkurse im Forum der Jugend. Ein Salsakurs mit therapeutischem Ansatz am Zentralinstitut für seelische Gesundheit (ZI) hat ihn nachhaltig beeindruckt: »Du lernst da eine ganz andere Realität kennen.«

Alles dreht sich um die Musik und Lateinamerika. Pancho hat sich damit einen lang gehegten Wunsch erfüllt: »Ich habe schon als Kind immer getanzt, habe die Schritte heimlich zu Hause geübt und mir neue Schritte ausgedacht.« Als kleiner Junge hatte er zum Ballett gehen wollen, aber da haben seine Eltern gestreikt, erzählt er lachend. »Die Musik ist für mich wie eine Oase«, resümiert er. Wichtig ist sie für ihn aber auch, »weil die Beschäftigung mit lateinamerikanischer Musik meine Identität festigt.« Er bezeichnet sich als »total integriert« in der deutschen Gesellschaft – dank der intensiven Auseinandersetzung mit seinen Wurzeln. Er ist davon überzeugt, dass Integration nur gelingen kann, »wenn die Menschen ihre Kultur und damit ihre Identität bewahren können.« Die andere Zauberformel zum Thema Integration ist für ihn das Wort Respekt: »Wenn man hier lebt, muss man seine neue Umgebung respektieren, um im Gegenzug von dieser respektiert zu werden.«

In Panchos Brust schlagen zwei Herzen. Er träumt von Chile, und einer seiner größten Wünsche ist es, dort sterben zu dürfen. Aber Mannheim verlassen möchte und kann er auch nicht – wegen der Liebe, der Freunde, ja, selbst der Mannheimer Dialekt würde ihm fehlen, wenn er wegginge, meint er lachend. Nein, unglücklich sei er nicht, auch nicht zerrissen; Musik, Tanz und Literatur sind seine Brücke nach Lateinamerika. Und dann gibt's da noch das »Posada«, ein chilenisches Lokal, in dem er sich oft aufhält, um ein bisschen Heimatluft mitten in der Neckarstadt zu schnuppen.

NE

Francisco Leopoldo (Pancho) Méndez Rodríguez, 1947 in Osorno/Chile geboren, war nach dem Militärputsch Pinochets von 1974 bis 1976 in Chile inhaftiert und kam im November 1976 als politischer Verfolgter nach Deutschland. Nach einem Jahr Stuttgart, einem zweijährigen »Ausflug« nach Nicaragua und 17 Jahren Heidelberg landete er 1998 in Mannheim, wo er als DJ, Musiker, Radio-Moderator und Tanzlehrer bekannt ist.



Einmal Mannheim, immer Mannheim

Mahmut und Hülya Turan Inhaber einer Café-Bar

40

Es gibt Leute, die gern ins RIZ gehen, weil es sie an Paris erinnert: Am Fenster sitzen, Milchkaffee oder Pastis trinken, den Passanten beim Vorbeieilen zuschauen, gegenüber die prächtigen Altbauten. Für andere ist die Café-Bar Ausgangspunkt oder Endstation einer langen Nacht: Ort für den ersten Cocktail, den letzten Absacker. Es gibt aber auch Leute, eine ganze Menge sogar, für die das RIZ ein zweites Wohnzimmer ist: Nach der Arbeit vorbeischauen, Freunde treffen, Neuigkeiten austauschen und hängen bleiben, weil's mal wieder so schön ist.

Eins haben die unterschiedlichen Kneipengänger aber fast alle gemeinsam – die Frage nach Mahmut und Hülya, den Inhabern und Seelen des RIZ. »Viele kommen, weil sie uns sehen wollen«, weiß Hülya. Kein Wunder, denn die beiden vermitteln ihren Gästen sehr schnell das Gefühl, man habe sie schon lange erwartet und freue sich, dass sie nun endlich da sind. Und schon steht das erste Getränk auf dem Tisch, nach der kurzen und meist rhetorischen Frage »Ein Pilschen, wie immer?« Die Gesten sind echt, denn die Inhaber sind mit ihrer Kneipe ebenso verwachsen wie ihre Gäste. Für Hülya ist das RIZ »ganz klar auch eine Art Wohnzimmer«. Denn da sie und ihr Mann privat kaum Zeit haben, Freunde zu sehen, treffen sie sich mit ihnen im RIZ. »Es spielt sich quasi alles hier ab.«

Für Mahmut ist mit dem RIZ ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen: »Ich habe immer davon geträumt, ein Café, etwas Eigenes zu haben.« Zehn Jahre lang hatte er als Autoschlosser bei Daimler Benz am Band gestanden und war kreuzunglücklich dabei gewesen. Als sich 1998 die Gelegenheit ergab, das RIZ zu übernehmen, war Mahmut sofort dabei. Erfahrung in der Gastronomie hatten bis dahin weder er noch seine Frau. »Wir waren immer nur Gäste gewesen und mussten erst lernen, wie man Bier zapft«, erinnert sich Hülya lachend. Davon ist heute nichts mehr zu merken: In Windeseile zapfen sie ein Pils, mixen exotische Cocktails und bereiten diverse Kaffeespezialitäten vor. Bereut habe er die Entscheidung nie, sagt Mahmut. Im Gegenteil, die Arbeit mache ihm nach wie vor großen Spaß und das RIZ habe ihm auch persönlich viel gegeben – vor allem jede Menge Freunde.

Sein Leben hätte auch anders verlaufen können. »Vielleicht wäre ich Aprikosenbauer geworden«, lacht er, »oder hätte studiert« – wenn er da geblieben wäre, wo er geboren wurde und aufgewachsen ist: in Kürecik, 60 Kilometer westlich von Malatya, mitten in Anatolien, als zweites von sieben Kindern einer kurdisch-alewitischen Familie. Sein Vater arbeitete seit 1967 in Deutschland als Be- und Entlader bei der Bundesbahn, die Mutter kam 1978 nach. Mahmut lebte zwei Jahre bei seiner Großmutter, bevor er als 14-Jähriger auch nach Mannheim geholt wurde. Er lernte Deutsch, machte den Hauptschulabschluss und landete schließlich bei Daimler Benz.

Auch Hülyas Leben hätte sicherlich anders ausgesehen, wenn sie nicht nach Deutschland gekommen wäre. Der Vater war seit Ende der 60er Jahre in Deutschland. Als die Mutter 1975 nachzog, hatten die Eltern nicht genug Platz für alle Kinder. Hülya blieb deshalb bei

ihren Verwandten in Kars, im äußersten Osten der Türkei, nahe der armenischen Grenze. Nach vier Jahren holten die Eltern sie nach Mannheim. Sieben Jahre war sie alt und konnte sich anfangs kaum mit ihrer Familie verständigen, weil sie Kurdisch sprach, ihre Eltern und Geschwister hingegen Türkisch. Sie lernte zeitgleich Deutsch und Türkisch – und ihre Familie kennen, an die sie keine Erinnerungen mehr gehabt hatte.

Mahmuts und Hülyas Wege kreuzten sich »in Mannheim City, beim Rumlaufen«, erzählt Hülya. Für Mahmut war sofort alles klar: »Sie kam mir entgegen und ich wusste: Diese Frau will ich heiraten.« Zwei Jahre später, 1994, war es dann so weit. 1998 kam Tochter Chiara zur Welt, 2004 Sohn Milan. Die Kinder wachsen zweisprachig auf, damit sie sich mit ihren Großeltern unterhalten können, aber auch um sich »zwischen zwei Kulturen zu bewegen, statt nur in eine hineinzuwachsen«, so Hülya. Was sie selbst als Bereicherung empfinden, möchten sie ihren Kindern nicht vorenthalten. »Das Leben mit zwei Sprachen und zwei Kulturen erweitert einfach den Horizont«, kommentiert Hülya nüchtern ihren Ansatz. Die Frage, wo sie hingehen, stellt sich ihnen schon lange nicht mehr: »Wir haben uns klar für Deutschland entschieden«, konstatiert Mahmut. Der Ort, an dem er aufwuchs, ist ihm fremd geworden. Hülya verbindet mit Kars lediglich frühe Kindheitserinnerungen. Zuhause sind sie in Mannheim und sie könnten sich nur schwer vorstellen, woanders zu leben – »einmal Mannheim, immer Mannheim«, kichern beide unisono. »Wenn ich irgendwo außerhalb bin und das Schild Mannheim sehe, geht mir jedes Mal das Herz auf«, schwelgt Mahmut.

Trotzdem, gibt er zu bedenken, dürfe man die Eltern nicht vergessen. Die so genannte erste Generation habe es teilweise unendlich schwer, weil sie keine eindeutige Entscheidung für das eine oder andere Land treffen könne. Sein Vater würde gerne wieder zurück in die Türkei gehen, wo er sich seinen Lebenstraum, eine Aprikosenanlage, erfüllt hat. Doch niemand aus der Familie möchte mit ihm dort leben. So pendelt er permanent zwischen Mannheim und Malatya – und immer fehlt ihm etwas. »Es tut mir weh, meinen Vater so unglücklich zu sehen«, sagt Mahmut nachdenklich.

Fotografieren lassen wollten sich die beiden vor dem Haus von Mahmuts Eltern im Hafengebiet, »weil dort alles angefangen hat«. Es war der erste Ort für Mahmut, als er nach Deutschland kam – »eine heruntergekommene Bundesbahnwohnung ohne Heizung«, in der sie teilweise mit zehn Personen auf 80 Quadratmetern wohnten, und wo Hülya und er ihre ersten vier Ehejahre verbrachten. »Immerhin habe ich fast 20 Jahre in diesem Haus gelebt«, sinniert Mahmut. Hülya erinnert sich gerne an die »riesengroße und sehr schöne Wohnung«. Dass sie 1999, als sie auszogen, immer noch keine Heizung hatte, war irgendwie nicht mehr so wichtig.

Mahmut Turan, 1965 in Kürecik/Türkei geboren, lebt seit 1980 in Mannheim. 16 Jahre lang arbeitete er bei Daimler Benz (heute DaimlerChrysler); nach zwei Lehren zum Betriebs- und KFZ-Schlosser stand er zehn Jahre lang am Band. Seit 1998 ist er Inhaber der Café-Bar RIZ in H 7.
Hülya Turan, 1972 in Ankara/Türkei geboren, lebt seit 1979 in Mannheim. Sie ist gelernte Einzelhandels- und Speditionskauffrau und arbeitet seit der Übernahme des RIZ im Betrieb mit. Sie und Mahmut haben zwei Kinder.

NE



Die Mannheimer – barock und genießerisch

Taj Hohagen Goldschmiedin

52

Taj Hohagen schwärmt gerne – von Farben, Steinen, der Faszination des Goldes, vom Tangotanz und von Mannheim. »Nichts ist gut genug für die Mannheimer«, lacht sie, »ich liebe ihre barocke, genießerische Art!« Sie lebt zwar zusammen mit ihrem Mann und zwei Kindern im Almenhof, doch am liebsten mag sie die Innenstadt: die Emsigkeit der Geschäftsleute, wenn sie morgens ihre Läden aufmachen und alles für den Tag richten, die Menschentrauben vor den Delikatessengeschäften (»Das ist doch hinreißend!«), im Sommer die überfüllten Cafés (»Wie im Urlaub!«). Sie fühlt sich wie ein Fisch im Wasser inmitten dieses »pulsierenden, lebendigen Innenstadtlebens«.

Was sie besonders schätzt an Mannheim ist – trotz ausgeprägtem Lokalpatriotismus – die Akzeptanz von Ausländern. »Ich gehöre zu den Menschen, die anders sind und aussehen als die Deutschen, aber ich hatte nie den Eindruck, dass ich nicht dazu gehöre.« Im Gegenteil, sie fühle sich sehr gut aufgenommen und aufgehoben in Mannheim.

Taj Hohagen ist Iranerin und kam mit 18 Jahren nach Deutschland. Wie ihre ganze Familie ist sie Bahai. Der Leitgedanke dieser Religion ist die Gleichheit und Einheit aller Menschen. Taj Hohagens Vater war der Überzeugung, dass man diesen Anspruch erst verinnerlichen und umsetzen kann, nachdem man unterschiedliche Menschen kennen gelernt hat. Aus diesem Grund schickte er alle seine acht Kinder außer Landes. Alle sind im Ausland geblieben, denn seit dem Ausruf der Islamischen Republik 1979 werden die Bahais im Iran verfolgt.

Im selben Jahr verließ Taj Hohagen das Land, lernte Deutsch in Freiburg und studierte Germanistik und Anglistik in Heidelberg. Nach Mannheim und zu ihrem jetzigen Beruf kam sie über ihren Mann, den Goldschmied Peter Hohagen. Kurz entschlossen machte sie nach dem Studium eine Ausbildung zur Goldschmiedin und arbeitet seitdem mit ihrem Mann zusammen.

Sie ist froh, sich für diesen kunsthandwerklichen Beruf entschieden zu haben, denn »so kann ich meiner Fantasie freien Lauf lassen.« Ein Blick ins Schaufenster ihres Ladens in der Kurfürstenpassage zeigt, was diese Fantasie an Fantastischem hervorbringt: Schmuck wie aus einem Märchen aus 1001 Nacht. Wobei – käme es drauf an – es schwer wäre, sich zu entscheiden zwischen ihrem Schmuck und dem ihres Mannes. Ein Konkurrenzdenken gibt es dennoch nicht: »Wir sind Fans voneinander und ergänzen uns.«

Taj Hohagen strahlt, wenn sie über ihren Beruf erzählt – »Ich bin permanent von Schöner umgeben«. Auch nach 20 Jahren freut sie sich immer wieder über alte Steine mit neuen Schliffen, über die unterschiedlichen Einschlüsse in Bergkristallen und Opalen. »Das Tolle ist, dass die Natur solche Schönheiten schafft«, sagt sie begeistert, »der Stein ist eine Laune der Natur.«

Trotzdem freut sie sich darauf, »irgendwann in 15 Jahren« nicht mehr arbeiten zu müssen. »Ich habe einen wunderbaren Beruf, aber es gibt tausend andere schöne Dinge, die ich mir vorstellen kann.« Reisen zum Beispiel nach Buenos Aires, um ihrer Tango-Leidenschaft nachgehen zu können. Wegziehen in eine andere Stadt würde sie jedoch nicht. »Wenn man einmal in Mannheim ist, geht man nicht mehr so gerne weg«, schmunzelt sie.

Doch denkt sie immer häufiger an ihre erste Heimat, besinnt sich auf ihre Vergangenheit, blickt in sich hinein und entdeckt ihre persischen Wurzeln wieder. Das war nicht immer so: »Ich war lange Zeit so wütend über die politische Entwicklung in meinem Land, dass ich meinen Kindern nicht einmal Persisch beigebracht habe.« Alles, was aus dieser Welt kam, wollte sie aus sich »herausschneiden und wegschmeißen«. Aber mit zunehmendem Alter werde ihr immer klarer, dass man sich sehr viel nimmt, wenn man einen Teil seiner selbst zu negieren versucht. Die Wut ist im Laufe der Zeit einer tiefen Trauer über die desolaten Zustände im Iran gewichen, aber auch dem Bewusstsein, dass »ich Perserin bin und immer bleiben werde«. Nichts Pathetisches hat es, wenn ein solches Bekenntnis aus ihrem Mund kommt. Es klingt eher wie eine Erleichterung, Erleichterung darüber, dass sie es geschafft hat, ihr persisches Erbe zu bejahen und es nicht als Belastung, sondern als Bereicherung zu empfinden, in zwei Kulturen zu Hause zu sein.

Das spiegelt sich auch in ihrem Stil als Goldschmiedin wider. Ihre Vorliebe für Feingold, Farben und »pflanzliche, verspielte« Motive sei eindeutig orientalisch beeinflusst, sagt sie. Wer dabei an zisierten Bazarschmuck denkt, irrt sich gewaltig: Es ist Designerschmuck, edel, modern, ungewöhnlich. Jedes Schmuckstück kommt einer Hommage an das Schöne aus Orient wie Okzident gleich. **NE**

Taj Hohagen, 1961 in Teheran/Iran geboren, kam im November 1979 nach Deutschland. In Freiburg lernte sie Deutsch, in Heidelberg studierte sie Germanistik und Anglistik. Anschließend machte sie eine Ausbildung zur Goldschmiedin. Seit 1986 lebt sie in Mannheim und kreiert gemeinsam mit ihrem Mann Peter Hohagen »Kunst in Gold«.



Man fühlt sich wohl – wie in einem alten Kittel

Rudi Gehrig Inhaber eines Sportstudios

56

Durchtrainierter Körper, kein Gramm Fett, braungebrannt – Rudi Gehrig macht mit seinen 60 Jahren eine ziemlich gute Figur und ist damit der beste Werbeträger für sein Sportstudio im Jungbusch. In »Rudis Muckibude«, wie man das Studio im Viertel gerne nennt, wird gestemmt, geschwitzt und gezielt Muskulatur aufgebaut. »Wir machen noch Sport wie vor 25 Jahren«, sagt Rudi stolz. Hanteln, Bodybuilding, Fitness- und Ausdauertraining – und im Nu werden aus Hänflingen bärenstarke Typen.

Ein Hänfling war Rudi Gehrig selber mal, aber das ist lange her, fast 30 Jahre, und das ist auch der Grund dafür, dass er heute ein Sportstudio betreibt. In seinem ersten Leben war Rudi Gehrig Autoschlosser bei Daimler Benz und »viel zu dünn«, wie er sagt. »Ich wollte immer dem männlichen Ideal entsprechen, und als ich dann eine Freundin hatte, die dickere Arme hatte als ich, wusste ich, dass ich was machen musste.« Also fing er an, Bodybuilding zu betreiben – im Keller, im Wohnzimmer, bei Bekannten, zum Schluss mit einigen Freunden zusammen in einer Doppelgarage. Als er Krach bekam mit dem Hauptmieter der Garage, mietete er eine Etage in einem leer stehenden Haus im Jungbusch und baute sie aus. »Da war nichts drin – keine Heizung, kein Strom, kein Wasser, nicht mal Türen.« Als sich 1980 dann die Türen öffneten, war das Sportstudio Jungbusch das vierte Fitnessstudio in ganz Mannheim. Rudi Gehrig schwärmt noch heute von den goldenen Zeiten damals. Allein im Gründungsjahr zählte er 200 Mitglieder. »Ich hab jede Woche 20, 30 Leute weg-schicken müssen, weil das Studio aus allen Nähten platzte.«

Das Know-how als Trainer brachte er sich selber bei, indem er entsprechende Bücher las, Seminare und Lehrgänge besuchte. 1989 hörte er bei Daimler Benz auf und ist seitdem jeden Tag in der Woche in seinem Studio anzutreffen – als Trainer und Trainierender, als Unterhalter, Zuhörer und Freund für so manchen seiner Kunden. Ein Großteil sind Stammkunden, wobei Frauen eindeutig in der Minderheit sind. Viele Frauen würden sich nicht trauen, in den Jungbusch zu kommen, »weil es leider immer noch – relativ unbegründete – Vorurteile gegen den Stadtteil gibt«, meint Rudi.

Rudi Gehrig ist in den Jungbusch hineingewachsen. Völlig unaufgeregt hat er die Entwicklungen in den letzten drei Dekaden verfolgt und findet, dass das Quartier sich »im Großen und Ganzen sehr positiv entwickelt hat«. Er selbst hatte nie Schwierigkeiten mit der wechselnden Nachbarschaft im Jungbusch. »Das hat etwas mit meiner Art zu tun«, meint er, »ich hab nicht gerne Probleme. Natürlich gibt es hin und wieder Schwierigkeiten mit den Nachbarn. Die Frage ist, wie man damit umgeht. Sucht man einen Kompromiss oder die Konfrontation?« Er hat sich für den Kompromiss entschieden – »alles andere bringt nur Stress und einen frühen Tod«. Und wenn's dann doch nicht funktioniert? »Es sind halt andere Temperamente und Umgangsformen. Mein Gott ...«, Rudi zuckt die Achseln und

sieht's gelassen. Stolz ist er nicht nur, dass bei ihm rund 25 unterschiedliche Nationalitäten trainieren, sondern auch darauf, dass es »in 27 Jahren nie eine lautstarke, geschweige denn handfeste Auseinandersetzung gegeben hat.«

Rudi Gehrig sieht sich zwar nicht als Vorreiter im Engagement für den Jungbusch (»Ich hab zwei Kinder, eine kranke Mutter, das Studio, und will ein bisschen Freizeit haben.«), tut aber ganz nebenbei eine Menge für den Jungbusch. So hat er selbstverständlich eine Baumpatenschaft in der Böckstraße übernommen, ebenso selbstverständlich ist der stete Kontakt zum Quartiermanagement. Offen ist er prinzipiell allem Neuen gegenüber. Als vor einigen Jahren eine Gruppe streng gläubiger muslimischer Frauen bei ihm trainieren wollte, willigte er ein und war bereit, das Studio ein, zwei Stunden früher zu öffnen, damit sie ohne Männer hätten trainieren können. Letztlich wurde das Vorhaben dann doch nicht umgesetzt, sehr zum Bedauern von Rudi Gehrig, der gern Zeichen setzt. »Ich wollte das machen, um den Jungbusch ein bisschen vorwärts zu bringen, um das, worüber man ewig redet, in die Praxis umzusetzen.«

Rudi Gehrig ist »mit Haut und Haaren« Mannheimer und sehr bodenständig. »Ich geh gern von Mannheim weg, aber nur kurz«, sagt er schmunzelnd. Er hänge an der Stadt wegen der Freunde, der Erinnerungen und »weil meine Kinder hier auf die Welt gekommen sind.«

Obwohl er viele Jahre auf der Vogelstang und im Lindenhof verbracht hat und seit langem im Casterfeld lebt, gilt seine besondere Zuneigung der Neckarstadt, wo er geboren wurde und aufwuchs. Dort ließ er sich auch – gemeinsam mit seinen beiden Söhnen – fotografieren, in der Laurentiusstraße vor dem Haus, in dem er seine Kindheit und Jugend verbracht hat. »Hier bin ich das erste Mal Fahrrad und Moped gefahren und hab von einem Auto, einem schönen Leben und vielen, guten Freunden geträumt«, kommentiert er den Ort seiner Wahl. Bis heute nennt er sich Neckarstädter: »Die Neckarstadt ist wie ein alter Kittel, den man immer wieder gern anzieht, weil man sich in ihm sauwohl fühlt.«

Seine Kindheits- und Jugendträume haben sich mehr als erfüllt: »Gute Freunde haben mich mein Leben lang begleitet und mit dem Auto, von dem ich damals geträumt habe, würde ich heute gar nicht mehr fahren«, lacht er. Wichtiger jedoch als sein Auto ist ihm die Harley: »Sie entspricht meiner Lebensphilosophie – gemütlich und ohne Probleme durchs Leben zu gehen. Das ist ein wahnsinnig gutes Feeling.«

NE

Rudi Gehrig, 1946 in Mannheim geboren, arbeitete 28 Jahre lang als Autoschlosser bei Daimler Benz (jetzt DaimlerChrysler). 1980 eröffnete er als einer der ersten ein Sportstudio in Mannheim. Seitdem sind Fitnessstudios wie Pilze aus dem Boden geschossen, doch »Rudis Muckibude« steht wie ein Fels in der Brandung an seinem ursprünglichen Ort, der Böckstraße im Jungbusch, und bietet ohne Schnickschnack noch »Sport wie vor 25 Jahren« an.



Zuhause in der Spiegelsiedlung

Klaus Kaufmann Maschinenglasfertiger-Meister

64

»So alt wie ich bin, leb' ich schon hier«, sagt Klaus Kaufmann und meint damit die Spiegelsiedlung in Mannheim-Luzenberg. Nie habe er einen Gedanken daran verschwendet, von dort weg zu ziehen. »Ich habe kein Fernweh«, erklärt er seine Bodenständigkeit kurz und bündig.

Die Spiegelsiedlung – das sind die ehemaligen Werkswohnungen des französischen Glasherstellers Saint Gobain. 1853 hatte Saint Gobain eine Spiegelmanufaktur in Mannheim gegründet, und »da Glasfacherarbeiter damals nicht auf Bäumen wuchsen«, formuliert Kaufmann es bildhaft, »hat man sie aus Frankreich geholt«. Weil die »Gastarbeiter« irgendwo wohnen mussten, entstand für sie eine »Wohnkolonie« auf dem Werksgelände. Im Laufe der Jahre kehrten sie wieder nach Frankreich zurück, hinterließen aber ihre Wohnungen und eine gut funktionierende Infrastruktur in der »Kolonie«. »Es gab eine Kirche, einen Kindergarten mit Krankenschwester und eigene Regeln. Wer gegen sie verstieß, musste das Gelände verlassen«, erzählt Kaufmann.

Klaus Kaufmann arbeitet seit 1971 bei Saint Gobain, das zwischen 1933 und 2000 VEGLA Vereinigte Glaswerke hieß, von den Angestellten aber schlicht »die Spiegel« genannt wird. Kaufmann folgt damit einer langen Familientradition, denn schon sein Großvater, Vater und Schwiegervater verdienten bei Saint Gobain ihre Brötchen. Heute arbeiten außer Klaus Kaufmann sein Bruder Günter, Sohn Thomas und sein Schwager in der »Spiegel«.

Klaus Kaufmann erinnert sich gerne an seine Kindheit in der »Wohnkolonie«, in der er sogar geboren wurde und die er – »unglaublich, aber wahr« – nie verlassen hat. Als seine Eltern eine Weile in den F-Quadranten wohnten, wurden er und sein Bruder Günter bei den Großeltern »geparkt« und verbrachten nur die Wochenenden bei den Eltern in der Innenstadt. »Da war ich relativ unglücklich«, erinnert sich Kaufmann, »weil die Kolonie das Kinderparadies schlechthin war.« Wenn er von der Vergangenheit erzählt, klingt es, als ob die »Kolonie« eine einzige große Familie gewesen sei. »Als ich Radfahren lernte, war die ganze Straße beteiligt«, erzählt Kaufmann. Die Kinder wurden einfach von einem Haus zum nächsten weitergereicht. Niemand habe jemals die Haustür zugeschlossen. »Schlüssel brauchte man nicht.« Die Abende vertrieben sich die Bewohner, indem sie auf den Stufen vor ihren Haustüren saßen und Schifferklavier, Gitarre oder Geige spielten und erzählten – »damals, als es noch keine Fernseher gab«.

Vieles hat sich verändert seit den guten alten Zeiten. Nicht mehr 600 Leute sind bei Saint Gobain angestellt wie zu Großvaters Zeiten, sondern nur noch etwa 130. In der »Kolonie« kennt schon lange nicht mehr jeder jeden; die alten Werkswohnungen sind abgerissen – bis auf eine, die unter Denkmalschutz steht, weil Sepp Herberger dort gewohnt hat. Die neueren Werkswohnungen sind, mit Ausnahme eines Hochhauses, Eigentumswohnungen geworden. Doch die

»Kaufmänner« sind geblieben. Klaus und sein Bruder Günter haben ihre Werkswohnungen gekauft, sein Sohn Thomas wohnt im Hochhaus nebenan. Die drei Enkelinnen von Klaus Kaufmann gehen in denselben Kindergarten, in den schon er, sein Bruder und seine Kinder gegangen sind – mit dem einzigen Unterschied, dass der Kindergarten heute kein werkseigener mehr ist, sondern ein städtischer.

Genauso treu wie Klaus Kaufmann der »Kolonie« ist, ist er auch seinem Arbeitsplatz. Als KFZ-Schlosser hat er in der Instandhaltungsabteilung angefangen, ebenso wie später sein Bruder. Nach einem Jahr, 1972, ließ er sich als Streckofenwärter in die Produktion ans Band versetzen und arbeitet seitdem Schicht. Als Ende der 70er Jahre betriebsinterne Weiterbildungsmaßnahmen für den damals neuen Beruf des Maschinenglasfertigers angeboten wurden, nahmen Klaus und Günter Kaufmann die Gelegenheit wahr und ließen sich als solche ausbilden. Die beiden setzten später noch einen Meister drauf und sind somit »Schichtführer in Meisterposition«. In einer anderen Firma zu arbeiten, ist Klaus Kaufmann nie in den Sinn gekommen: »Ich denk' da genauso wenig drüber nach wie darüber, ob ich mit einer anderen Frau verheiratet sein möchte.« Ihn verbinde eine »faire Partnerschaft« mit dem Unternehmen, das ihn in all den Jahren nie enttäuscht habe. Allerdings, betont er selbstbewusst, habe er auch stets »anständige Arbeit« geleistet und sei in 35 Jahren keine sechs Wochen krank gewesen. »Ich hab mich immer gezwungen, zur Arbeit zu gehen, auch weil ich meinen Kindern ein Vorbild sein wollte.«

Auf die Frage, was ihn an Mannheim bindet, sagt er: »Derselbe Gedanke wie an meine Mutter.« Er sei mit nichts unzufrieden. »Ich wünsche mir, dass Mannheim so bleibt, wie es ist.« Nur der Ruf könnte noch ein bisschen aufpoliert werden. Hakt man ein wenig nach, wird jedoch klar, dass Kaufmanns Herz eindeutig für den Mannheimer Norden schlägt. In seiner Freizeit setzt er sich aufs Rad und fährt in den Käfertaler Wald, am Altrhein entlang oder zur Friesenheimer Insel. Oder er zieht sich in seinen Schrebergarten auf dem Waldhof zurück – »da wo früher die Benz-Baracken standen«. Gut, wenn er einen Fremden durch Mannheim führen müsste, würde er ihm auch den Wasserturm, die Planken und die Breite Straße zeigen. Manchmal fährt er sogar selbst in die Innenstadt, setzt sich ins Café und isst ein Eis. Aber irgendwie – wenn er so von seinen seltenen Ausflügen in die Innenstadt erzählt – vermittelt er den Eindruck, dass er sich dort nicht so richtig wohl fühlt. Ähnlich wie damals, als er seine Eltern am Wochenende in den Quadranten besuchen musste. »Sein« Mannheim beginnt erst, wenn er wieder Richtung Luzenberg fährt.

Klaus Kaufmann, 1952 in Mannheim geboren, arbeitet seit 1971 bei Saint Gobain Glass Deutschland (bis 2000 VEGLA Vereinigte Glaswerke) auf dem Luzenberg. Angefangen hat er als KFZ-Schlosser in der Instandhaltungsabteilung, wechselte dann in die Produktion ans Band und arbeitete sich hoch bis zum Maschinenglasfertiger-Meister. Ein Großteil seiner Familie arbeitete und arbeitet bei Saint Gobain.

NE





Das Herzstück einer Stadt sind die Menschen, die in ihr leben, sie gestalten und ihr ein Gesicht verleihen. 30 dieser Menschen »erzählen« in **Mein Mannheim** Geschichten aus ihrem Leben, die alle eng verwoben sind mit Mannheim. Die Portraitierten sind einerseits von der Stadt geprägt, andererseits haben sie dort ihre Spuren hinterlassen.

Zu Wort kommen Personen aus den unterschiedlichsten Schaffensbereichen, Altersgruppen und Herkunftsländern. Es sind größtenteils Menschen, die nicht im Rampenlicht stehen, aber durch ihre Tätigkeit und Persönlichkeit Mannheim zu der Stadt gemacht haben, die sie ist: vielseitig, weltoffen, schnörkellos, unprätentiös und von herbem Charme.

Die Fotos zeigen die Menschen an einem Ort, der eine besondere Bedeutung für sie hat, an dem sie häufig in ihrem Leben Station gemacht haben, der Erinnerungen in ihnen weckt oder ihnen auch als Rückzugsort dient. Die Portraitierten haben diesen Ort selbst gewählt. So entstanden Aufnahmen, die sowohl die Personen als auch die Orte mitunter in einem sehr individuellen, anderen Zusammenhang zeigen als öffentlich wahrgenommen.

Das Buch **Mein Mannheim** ist eine Liebeserklärung an eine Stadt – und eine Hommage an ihre Menschen.

